

Georg Krücken, August 2020

Georg Krücken, Prof. Dr., Soziologe, Professor für Hochschulforschung und Leiter des International Centre for Higher Education Research Kassel (INCHER-Kassel) an der Universität Kassel
(Kruecken@incher.uni-kassel.de)

Digital is the new presence? Überlegungen mit Blick auf Interaktion, Organisation und Gesellschaft*

Die Corona-Pandemie ist als exogener Schock zu verstehen, der auf die Gesellschaft und ihre unterschiedlichen Handlungsbereiche einwirkt. Rasche Reaktionen sind die Folge, die bisher nicht in Frage Gestelltes radikal in Frage stellen. Man denke hier an die Selbstverständlichkeit von räumlicher Mobilität. Grenzschießungen und Einschränkungen der innerstaatlichen Mobilität waren innerhalb kurzer Zeit die neue Normalität, und man fragt sich, wie die neue neue Normalität – also das, was nach der neuen Normalität kommt – aussehen wird. Rasche Reaktionen und möglicherweise tiefgreifende Veränderungen zeigen sich auch bei Universitäten. Seit dem Mittelalter ist die Präsenz in der Lehre für sie konstitutiv. Hier entstand innerhalb kurzer Zeit eine neue Normalität, für die dieses konstitutive Merkmal nicht mehr gilt, und auch hier fragt man sich, wie es nach der Krise und der neu entstandenen Normalität weitergeht, wie also die neue neue Normalität sein wird.

Mit etwas wissenschaftlicher Distanz betrachtet, war die neue, digitale Normalität der Hochschullehre, wie sie allerorten praktiziert wird, nicht zu erwarten, jedenfalls nicht aus Sicht der von mir vertretenen Forschungsrichtungen der neueren soziologischen Institutionentheorie und der interdisziplinären Hochschulforschung: Institutionentheoretisch erwartet man langfristige soziale Wandlungsprozesse, in denen unterschiedliche Phasen zu durchlaufen sind, bis neue Handlungspraktiken nicht mehr ständig hinterfragt, mit anderen Worten institutionalisiert sind – klassisch schon beschrieben bei Berger und Luckmann (1969). Die Institutionalisierung der digitalen Lehre vollzog sich demgegenüber erstaunlich rasch, und zwar als gelebte Handlungspraxis, nicht lediglich als äußere formale Struktur. Ebenso widerspricht die flächendeckende Umstellung auf die digitale Lehre schon zum Sommersemester 2020 allen Erkenntnissen der Hochschulforschung zu Universitäten als wenig reform- und veränderungsfreudigen Einrichtungen. Dies gilt auf jeden Fall für deutsche Universitäten, die in diesem Beitrag als Referenzsystem gelten und die in den letzten 20 bis 30 Jahren erheblichen Reformen und Veränderungen ausgesetzt waren. Umfassende Analysen, in denen ganz unterschiedliche Handlungs- und Reformbereiche untersucht wurden, zeigen, dass Wandlungsprozesse sich eher schleichend vollziehen und grundlegende Veränderungen typischerweise als nicht-intendierte Nebeneffekte kumulativer Reformfolgen auftreten (Hüther & Krücken, 2016).

Diese allgemeine Einschätzung wird in einer aktuellen, im April 2020 veröffentlichten Studie zur Relevanz von Massive Open Online Courses (MOOCs) bestätigt (Hüther, Kosmützky, Asanov, Bünstorf, & Krücken, 2020). MOOCs sind ein wesentliches Element der Digitalisierung der Hochschullehre. In verschiedenen nationalen Systemen spielen sie eine wichtige Rolle. Hier sind nationale MOOC-Provider mit zum Teil massiver staatlicher Unterstützung entstanden, und man sieht in diesen Systemen zunehmende Verschränkungen von MOOC-Angeboten und klassischer Hochschulausbildung. In Deutschland hingegen fehlen derartige Verschränkungen ebenso wie großflächige Initiativen, und auch für die Zukunft wurde von dem Autorenteam noch im Frühjahr 2020 – trotz des schon damals offensichtlichen Vorhandenseins ausreichender finanzieller Ressourcen auf Seiten des Staates – kein verstärktes Engagement erwartet. Die Corona-Pandemie kann jedoch auch hier wie ein externer Schock wirken, der zu erheblichen Veränderungen führt, die man unter den bisherigen Normalbedingungen nicht erwarten konnte.

Man kann also gar nicht genug betonen, wie unerwartet rasch der Anpassungsprozess vollzogen wurde. Zur Frage, wie die neue Normalität aussieht, ob dieses ‚new black‘, in Anspielung auf die Serie „Orange is the

new black“, auch die neue neue Normalität prägen wird, möchte ich mithilfe der soziologischen Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft als drei Ebenen gesellschaftlicher Sozialität (Luhmann, 1997, S. 813ff.) stichwortartig einige Überlegungen beisteuern. Sie beziehen sich zwar in weiten Teilen auf die Lehre an Universitäten, berücksichtigen aber auch die Forschung als weitere Kernaufgabe von Universitäten sowie umfassendere, teils sichtbare, teils weniger sichtbare Aufgaben, die für die Gesellschaft insgesamt von Bedeutung sind.

Beginnend mit der Ebene der Interaktion, ist im Hinblick auf die Notwendigkeit der standortgebundenen Face-to-Face-Interaktion im Bereich der Hochschullehre im Prinzip schon alles gesagt worden. Professionell mit Didaktik beschäftigte Kolleginnen und Kollegen weisen immer wieder auf das Tastende, Experimentelle und Offene der Präsenzlehre hin, ebenso auf die Bedeutung der nonverbalen Kommunikation aller Beteiligten in der konkreten Lehr- und Lernsituation. Dass sich dies alles nicht adäquat digital simulieren lässt und dafür keine funktionalen Äquivalente in der digitalen Welt zur Verfügung stehen, entspricht vermutlich auch der Wahrnehmung der meisten Lehrenden, die Erfahrungen in der Präsenz- und Digitallehre sammeln konnten.

Dasselbe gilt für die Forschung, auch wenn diese in den aktuellen hochschulpolitischen Diskussionen insgesamt deutlich weniger als die Lehre beachtet wird. Der britische Chemiker und Wissenschaftsforscher Michael Polanyi (1985) hat in diesem Zusammenhang den Begriff des ‚tacit knowledge‘, des stillschweigenden Wissens, geprägt; dieses Wissen ist stark personen- und situationsbezogen und lässt sich nur in der konkreten Praxis des Forschungshandelns erschließen. Die Explizierung dieses Wissens in Form von Lehrbüchern und Fachpublikationen kann diese Praxis nicht abbilden. Das gilt nicht nur für die naturwissenschaftliche Forschung, sondern auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften bei kollaborativen Forschungsprojekten, Kolloquien und Tagungen sowie im Bereich strukturierter Ph.D.-Programme. Die Möglichkeit zur standortgebundenen Face-to-Face-Interaktion ist also auch in weiten Teilen der Forschung langfristig unabdingbar, selbst wenn digitale Formate, etwa bei Vorträgen und Tagungen, durchaus eine sinnvolle Ergänzung sein können.

Lehre und Forschung sowie deren Organisation und Durchführung im Rahmen der Universität sind jedoch keineswegs auf Interaktionen zu reduzieren. Seit ihrer Gründung im Mittelalter stellen Universitäten formale Organisationen par excellence dar, die ihren Organisationscharakter unter anderem durch Mitgliedschaft, Ziele, Regeln, Ordnungen, formale Strukturen, Siegel – und deren Nachfolge Logos – nach innen und außen demonstrieren. Auch hier stellt sich die Frage, ob und wie sich Universitäten als Organisationen durch die Corona-Pandemie verändert haben. Diese Fragen sind schwerer zu beantworten als Fragen, die sich auf die Interaktionsebene beziehen, denn es gibt hier keine belastbaren Forschungsergebnisse zur Umstellung von der Präsenz- auf die Digitaluniversität. Zu rasch mussten beispielsweise Regelungen zu Home-Office und Prüfungen entwickelt sowie notwendige IT-Kapazitäten bereitgestellt werden.

Dennoch sind bestimmte Strukturmuster zumindest an deutschen Universitäten auffallend: Von Seiten der Organisation werden vor allem Fragen der Lehre von zentraler Seite adressiert, weniger hingegen solche, die die Forschung betreffen, auch wenn zum Beispiel allgemeine Hygieneregeln erlassen werden. Ebenso sind Universitäten in dem Corona-bedingten Umstellungsprozess doch wieder sehr stark durch die Vorgaben der Landes- und Bundesministerien geprägt. Dies fällt vor allem deshalb auf, weil im Zuge hochschulpolitischer Reformen die staatliche Detailsteuerung zurückgefahren wurde und die Organisationsebene der Universität demgegenüber als Steuerungsinanz an Bedeutung gewonnen hat. Auch als wissenschaftlich tätiges Individuum wurde man im Zuge der Corona-Pandemie zum Weisungsempfänger des zuständigen Landesministeriums, das die Online-Lehre per Dienstanweisung angeordnet hat und sich auch zu Fragen wie Dienstreisen per Dienstanweisung äußert – eine für die meisten Lehrenden und Forschenden durchaus neue Erfahrung vor dem Hintergrund der in Deutschland verfassungsrechtlich stark geschützten Institution der Wissenschaftsfreiheit (Krücken, 2020). Es stellt sich hier die Frage, ob dieser dem staatlichen Krisenmanagement geschuldete Wandel temporär bleibt oder

nachhaltige Spuren in Bezug auf die Autonomie von Organisation und Individuum im Hochschulbereich hinterlässt. Ein weiterer interessanter Punkt, der die Ebene der Organisation betrifft, ist das Verhältnis von Formalität und Informalität unter Abwesenden. Das mit Max Weber begründete Bürokratiemodell stellt allenfalls die formale Struktur der Organisation dar, vor deren Hintergrund eine Unmenge informeller Mechanismen und Austauschmöglichkeiten – häufig als ‚kurzer Dienstweg‘ apostrophiert – an der Tagesordnung sind. Was geschieht mit den häufig zufällig stattfindenden Face-to-Face-Kontakten, in deren Rahmen rasch und unbürokratisch etwas geklärt werden kann, im Zeitalter von Videokonferenzen und zielgerichteten Telefonaten? Dies stellt sowohl die innerbürokratischen Abläufe als auch das Verhältnis von Mitarbeitenden aus Verwaltung und Wissenschaft auf die Probe. Die Verlängerung der Home-Office-Regelungen birgt zudem erhebliches inneruniversitäres Konfliktpotenzial, denn nicht alle werden gleichermaßen hiervon profitieren, und ebenso wie auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ist zudem zu vermuten, dass statusniedrige Beschäftigte, wie etwa das Reinigungs- und Servicepersonal, den Gefahren einer möglicherweise lang andauernden Pandemie stärker ausgesetzt bleiben als andere, deren Arbeit sich digital erledigen lässt.

Zahlreiche weitere Fragen schließen sich an: Was bleibt von der in Universitäten typischerweise auf der dezentralen Ebene vorfindbaren Organisationskultur unter Bedingungen zunehmender Digitalisierung? Führt die Aufhebung der zuvor klaren Trennung von An- und Abwesenheit, die bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Freiräume für Kreativität ‚in Einsamkeit und Freiheit‘ durch die legitime Abwesenheit ermöglichte, nun zur Erwartung der digitalen Dauerpräsenz? Welche individuellen Handlungsmuster bilden sich im Hinblick auf diese Erwartung heraus, welche Differenzierungen nach Status, Geschlecht, Persönlichkeitsmerkmalen etc. und damit verbundene neue Ungleichheiten entstehen hier? Wie gehen Universitäten als Organisationen mit der neuen Digitalität in Lehre, Forschung und Verwaltung um? Führt dies zur Abweichungsverstärkung und damit zu mehr Diversität oder zur institutionellen Isomorphie und damit zu mehr Gleichförmigkeit im Hochschulsystem?

Schließlich ist auch die Ebene der Gesellschaft zu berücksichtigen, in die Universitäten eingebettet sind. Diese Einbettung nimmt einerseits hinsichtlich der Forschungsfunktion zu. Andererseits, und hier sind die Veränderungen geradezu dramatisch, auch hinsichtlich der Lehrfunktion. Wir befinden uns inmitten einer enormen und weiterhin ungebrochenen Expansion des Hochschulsystems, und zwar weltweit (Frank & Meyer, 2020). In Deutschland, wo vor nicht allzu langer Zeit der OECD-Benchmark einer Studierendenquote von 40 Prozent als unrealistisch abgetan wurde, lag die Studierendenquote 2019 bei 56 Prozent. Damit sind Hochschulen zu einer zentralen Sozialisationsinstanz der Gesellschaft geworden. Hier werden die Grundprinzipien der modernen Individualität – wie Eigenverantwortlichkeit, Frustrations- und Ambiguitätstoleranz, Expressivität – eingeübt und zwar weit über die funktional erforderliche Wissensaneignung hinaus. Ältere Studien aus der amerikanischen Hochschulforschung zeigen bereits, wie voraussetzungsreich die Integration in die soziale und akademische Welt für Angehörige unterer sozialer Schichten ist (Tinto, 1988). Diese Integration erfordert gerade hier die Herauslösung aus anderen, bereits bestehenden sozialen Einbettungen wie Familien und Peer Groups.

Nimmt man diese Arbeiten ernst, so ist zu erwarten, dass der Verzicht auf die standortbezogene Lehre gesellschaftliche Ungleichheiten verstärken wird – und dies nicht in erster Linie, wie häufig thematisiert, aufgrund der ungleichen Verteilung technischer Kommunikationsmedien, sondern aufgrund der unterschiedlichen Einbettungen in die gegebenen Herkunftskontexte, die nicht mehr durch den Sozialraum Hochschule nivelliert werden können. Darüber hinaus geht es nicht nur um die Sozialisation in den Hochschulkontext, sondern auch um die gesellschaftlichen Teilhabechancen der Einzelnen sowie um die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt. Ohne den Sozialraum Hochschule und die damit verbundenen Möglichkeiten des – unter Umständen langfristigen und folgenreichen – Kontakts zu Studierenden aus anderen gesellschaftlichen Milieus und Schichten als der eigenen wird die Bedeutung sozialer Herkunftskontexte zunehmen. Dies lässt eine höhere Abschottung und geringere soziale Dynamik und Mobilität erwarten. Zu viele digitale Semester, so die Vermutung, können hier weitreichende negative

Folgen haben, sowohl für die Einzelnen als auch die Gesellschaft insgesamt, und zwar schon innerhalb kurzer Zeit.

Des Weiteren ist nicht zu unterschätzen, dass die Legitimation von Universitäten in der Gesellschaft über die Lehr- und Forschungsfunktion hinausgeht. In materieller Hinsicht sind sie wichtige Standortfaktoren und Arbeitgeber in der Region sowie Antriebskräfte der sozio-ökonomischen Entwicklung, und auch in immaterieller Hinsicht erfreuen sie sich symbolisch und kulturell einer hohen Legitimation. Wie keine andere gesellschaftliche Institution verbinden Universitäten sowie Hochschulen insgesamt historische Begründung und Verankerung mit Zukunfts- und Weltoffenheit, instrumentelle mit nicht-instrumentellen Dimensionen der gesellschaftlichen Zentralwerte ‚Bildung‘ und ‚Entwicklung‘ sowie individuelle Aufstiegsaspirationen mit gesellschaftlichen Nutzenerwartungen. Wäre dies nicht der Fall, hätte man schon in den vergangenen Jahren sehr viel mehr Experimente mit flächendeckender digitaler Lehre wie MOOCs beobachten können, ebenso wären Schließungen von Standorten sicherlich häufiger und nicht das nur selten gebrochene Tabu wie zurzeit. Hochschulen sind gut beraten, in der Corona-Pandemie nicht unbeabsichtigt Irreversibilitäten zu erzeugen und sich stattdessen auf die Nutzung neu entstehender Lernchancen zu konzentrieren. Dies bedeutet vor allem, noch viel stärker als bislang Kombinationen von digitaler und Präsenzlehre in der Breite zu erproben, anzupassen und weiterzuentwickeln. Der externe Schock kann dazu führen, dass diese Kombinationen ihr Nischendasein verlassen und zur neuen Normalität einer zeitgemäßen Universität werden, die sich zugleich als Interaktionsraum, formale und informelle Organisation sowie gesellschaftlich zentrale Einrichtung begreift.

Literatur

Berger, P. L., & Luckmann, T. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Frank, D. J., & Meyer J. W. (2020). *The University and the Global Knowledge Society*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Hüther, O., & Krücken, G. (2016). *Hochschulen – Fragestellungen, Ergebnisse und Perspektiven der sozialwissenschaftlichen Hochschulforschung*. Wiesbaden: Springer VS.

Hüther, O., Kosmützky, A., Asanov, I., Bünstorf, G., & Krücken, G. (2020). Massive Open Online Courses after the Gold Rush: Internationale und nationale Entwicklungen und Zukunftsperspektiven. *INCHER-Working Paper, 12/LCSS Working Papers, 4*. DOI: <https://doi.org/10.15488/9775>

Krücken, G. (im Erscheinen). Wissenschaftsfreiheit als Institution – Überlegungen zum Wandel ihrer Rahmenbedingungen und Herausforderungen in Deutschland. In: H. A. Mieg, C. Schnell, & R. Zimmermann (Hrsg.), *Jahrbuch 2020 der Gesellschaft für Wissenschaftsforschung*. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin.

Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Verlag. Polanyi, M. (1985). *Implizites Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Tinto, V. (1988). Stages of Student Departure: Reflections on the Longitudinal Character of Student Leaving. *The Journal of Higher Education, 59*(4), 438–455.